

Clemens Leonhard, Wien – Richard Ames, Graz

Jüdische Rituale in christlichen Gemeinden?

Chancen und Probleme interreligiöser Festgestaltungen

Der Workshop „Jüdische Rituale in christlichen Gemeinden? Chancen und Probleme interreligiöser Festgestaltungen“ begann mit der musikalischen Rezitation von drei Stücken der Pesachhaggada durch Richard Ames. Die Auswahl entsprach dem Brennpunkt des Themas, weil das Pesachfest zu den für Christen und Christinnen interessantesten jüdischen Liturgien zählt. Daran schloss sich eine Diskussion unter den Teilnehmern und Teilnehmerinnen an, die von Clemens Leonhard durch einige Thesen eingeleitet wurde. Im Folgenden sind diese Elemente der Moderation durch Reflexion nach dem Workshop erweitert zusammengefasst.

Die jüdische Liturgie hat eine große ästhetische Kraft – noch bevor sie theologisch und geschichtlich erklärt und verstanden wird. In den während des gesamten Symposiums von Richard Ames rezitierten Psalmen und Gesängen war dies spürbar. Die Wirkung steigt weiter, wenn man sich mit den Texten befasst und Hintergründe im System der religiösen Regeln und der reichen, jüdischen Literatur zum Vollzug lernt. Jede Diskussion der heutigen Beziehung von Christen zu jüdischen Liturgien muss von dieser unmittelbar wirksamen Kraft (und nicht von falschen Konstruktionen historischer Hintergründe des Christentums) ausgehen; denn bei dem, was als schön, gut und tiefgründig erfahren wird, eröffnet sich von selbst die Frage nach einer Übernahme, Nachahmung und Teilnahme. Dabei treffen Christen, die sich allgemein für einen Zugang zu jüdischer Liturgie interessieren, mindestens auf die folgenden drei Hindernisse:

Erstens hat die Generation unserer (Eltern oder) Großeltern in der Schoa durch die Ermordung der Personen, die die jüdische Kultur in Europa getragen und gepflegt haben, den heutigen Christinnen und Christen die Möglichkeit eines ungezwungenen, alltäglichen, einfachen Miteinander-Lebens mit Jüdinnen und Juden in unseren Städten geraubt. Wer zum Beispiel ein Pesachmahl in einer jüdischen Familie erleben will, muss erst einmal die Freundschaft einer Familie (womöglich in einer anderen Stadt) gewinnen oder sich an eine jüdische Organisation wenden.

Zweitens ist daher authentische Information über jüdische Liturgie nicht leicht zu bekommen, wenn auch in jüngster Zeit mehrere Publikationen dazu erschienen sind.¹ Die Lektüre eines guten Buches ersetzt nicht das Erleben, wenn sie auch Neugier und Interesse weckt.

Drittens melden sich jüdische und christliche Stimmen zu Wort, die die christliche Verwendung von Elementen jüdischer Liturgie als respektlosen Diebstahl geistigen Eigentums ablehnen. Wer daher über die unmittelbaren, organisatorischen Bedürfnisse zum Beispiel eines Jugendevents hinausblickt, muss sich bei seinem Tun fragen, wie legitim es eigentlich ist. Es gab in der Geschichte der jüdischen und christlichen Liturgien unterschiedliche Epochen. Zuweilen scheint es fast keine Kontakte zwischen Judentum und Christentum gegeben zu haben, manchmal aber lässt sich zeigen, wie Riten, Auffassungen über die Gestal-

¹ S. GALLEY, *Das jüdische Jahr. Feste, Gedenk- und Feiertage*. München 2003 [Guter Überblick über die Entwicklung der Feste]. A. M. BÖCKLER, *Jüdischer Gottesdienst. Wesen und Struktur*. Mit einem Vorw. v. J. D. Rayner. Berlin 2002 [Sehr kompliziert gestaltete Einführung in Gestalt und Bedeutung der jüdischen Liturgie und ihrer Riten, vor allem die der Reformgemeinden]. E. GAL-ED, *Das Buch der jüdischen Jahresfeste*. Frankfurt/Main – Leipzig 2001.

tung von Liturgie und liturgischem Raum, Texte und sogar detaillierte theologische Vorstellungen die Religionsgrenzen überschreiten und in unterschiedlicher Weise auf der je anderen Seite wirken. Derzeit ist zumeist eine Trennung der beiden Liturgien gewünscht, was weder die Teilnahme als Gäste in authentischen Gottesdiensten des je anderen noch die Förderung des Interesses am anderen ausschließt. Der Dialog mit Jüdinnen und Juden kann vielleicht eine andere Zukunft bringen. Wer sich im jüdischen Gottesdienst zu bewegen weiß, sich seiner Position als Gast bewusst bleibt und fragt, wenn Unsicherheiten bestehen, darf auf große Gastfreundschaft und Verständnis hoffen. Es ist daher immer zu prüfen, was konkret abgelehnt wird: entstellende christliche Praxis, falsche christliche Theorien, das Judentum verachtende Theologien – sicher nicht ehrliche Sympathien, die Christinnen und Christen für das Judentum einnehmen.

Zurück zum Ausgangspunkt der Diskussion geworfen ist klar, dass sowohl die bloß diffuse Sympathie zum Judentum zu fördern wie auch die zu Respekt und Abstand mahnenden Stimmen zu achten sind. Was sollen wir tun? Was ist das Ziel?

Eine Anlehnung christlicher Texte an jüdische ist in jüngerer Zeit nicht schlechthin unüblich. Im Formular der Gemeindemesse, wie es nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil erstellt wurde, sind die Gebete des Offertorius des römischen Kanon gestrichen und durch an jüdische Benediktionen angelehnte, neu geschaffene Gebete ersetzt: „Gepriesen bist du, Herr, unser Gott, Schöpfer der Welt. Du schenkst uns den Wein, die Frucht des Weinstocks und der menschlichen Arbeit. Wir bringen diesen Kelch vor dein Angesicht, damit er uns der Kelch des Heiles werde. [Antwort:] Gepriesen bist du in Ewigkeit, Herr, unser Gott.“² Ein Blick auf diese Texte zeigt, dass sie gegenüber den allgemein üblichen Formeln verfremdet wurden. Obwohl sich die Gebete über Brot und Wein der heutigen Gabenbereitung an jüdischen Benediktionen orientieren, sind sie offenbar ausreichend „anders“, so dass sie keine Kritik der illegitimen Aneignung mehr auf sich ziehen. Das Beispiel ist wichtig, weil hier von höchster, kirchlicher Autorität im innersten liturgischen Vollzug der Kirche, der Eucharistiefeier, getan wurde, was für andere Bereiche polemisch abgelehnt wird: Eine Neugestaltung von christlicher Liturgie nach dem Vorbild jüdischer Formen ohne Rückhalt in der vorkonziliaren Tradition.

Bei den Gebeten zur Gabenbereitung handelt es sich um ein wichtiges, aber kleines Detail jüdischer Liturgien. Daraus ergibt sich ein *erstes Prinzip* aus Überlegungen von Albert Gerhards: Wenn auch Einzelelemente jüdischer Liturgien in christlichem Kontext verwendet werden können, so sollten doch nicht ganze Festzusammenhänge rituell oder den Texten nach imitiert werden. Zusätzlich muss immer die Herkunft jener Elemente auch nach der Übernahme klar bleiben.

Es gehört weder das ganze Nachtischgebet in eine Eucharistiefeier, noch die Pesachhaggada in eine Feier des Gründonnerstags. Beide sind lange nach Christus in ihrer überlieferten Form entwickelte, jüdische Riten und Texte. Sie entfalteten sich während und nicht vor der Entstehung der christlichen Liturgien. Wer sie ohne Schutz durch Kommentar oder Verfremdung übernimmt, verletzt zwar formal kein Copyright, muss sich aber den Vorwurf der gedankenlosen Aneignung von Traditionen gefallen lassen. Als Grundvoraussetzung einer Übernahme von Einzelelementen jüdischer Liturgien muss deswegen die Anerkennung der Fremdheit von und des nicht-Eigentums an jüdischen Liturgien und Texten beste-

² Jüdische Parallele: „Gepriesen bist du, Herr [im Text: Name Gottes], unser Gott, König der Welt, der die Frucht des Weinstocks erschafft.“ Kompliziertere und von diesem Schema abweichende Benediktionen sind üblich.

hen. Die überlieferten, jüdischen Liturgien führen nicht zu den Wurzeln christlicher Liturgien, sind nicht deren „Vorläufer“ und sehr selten deren Vorbilder, wurden vom Christentum des ersten Jahrhunderts der gemeinsamen Zeitrechnung daher nicht praktiziert und sind kein Teil – auch kein verdrängter Teil – der christlichen, liturgischen Tradition. Der große Abstand zwischen den Traditionen und die fundamentalen Unterschiede müssen klar bleiben.

„Jüdische Liturgie“ ist mit den Ausnahmen weniger anlassbezogener Feiern (Beschneidung, Begräbnis, Hochzeit, Mahlzeit) zeitgebunden (Sabbat, Feste, Tagzeiten). Die heute übliche, örtliche und zeitliche Flexibilität der katholischen Messe gilt nicht für jüdische Liturgien. In diesem Sinn ist eine zwischen Jüdinnen und Juden, sowie Christinnen und Christen „gemeinsam“ gefeierte Liturgie viel mehr christlich als jüdisch. Jüdinnen und Juden können sich mit Christinnen und Christen zum gemeinsamen Gebet treffen. Wie weit dieses mit jüdischer Liturgie zusammenhängt, müssen sie selbst bestimmen und kann nicht von den Christinnen und Christen vorausgesetzt werden. Es „passt“ daher auch nicht einfach ein jüdisches Element in eine gemeinsamen Feier, weil es „jüdisch“ ist. Das Achtzehngebet hat zum Beispiel einen festen Ort in den Tagzeiten. Ein Jude muss sich daher in einem Mitternachtsgebet nicht deswegen „zu Hause“ fühlen, weil die versammelte Gemeinschaft eine Übersetzung des Achtzehngebets rezitiert. Es könnte sein, dass er diesen Umstand eher als Zeichen der Unwissenheit denn als Bezeugung von Respekt und Wertschätzung dem Judentum gegenüber interpretiert. Prof. Ames schlägt vor, was hier als *zweites Prinzip* formuliert sei: Christliche und jüdische Liturgien mögen gleichberechtigt aber getrennt nach ihren Traditionen gefeiert werden. Die „Trennung“ bezieht sich dabei nicht auf den Ausschluss von Gästen, sondern auf die Fortsetzung der jeweiligen Tradition.

Darüber hinaus ist die Vermeidung theologisch kontroverser oder trennender Elemente von Liturgien als Zugeständnis an die Political Correctness oberflächlich hilfreich, aber keine Methode, die „Fremdheit“, die nicht überwunden werden soll, zu überwinden. Die Frage, ob es sich lohnt, Unterschiede für den Augenblick zu kaschieren, muss freilich für den Augenblick beantwortet werden. So sollten wohl trinitarische Doxologien oder zumindest die Einheit Gottes nicht betonende, trinitarische Formeln, antijüdische Stellen des Neuen Testaments, die Bezeichnung Jesu als Messias und ähnliches vermieden werden. Juden und Jüdinnen können diese Zugeständnisse als höfliche Gesten schätzen, werden aber die grundsätzlichen Verschiedenheiten und die Last der Geschichte zwischen Judentum und Christentum auch dadurch nicht einfach ausblenden können. Oft führt zunächst die umfassendere Betrachtung der christlichen Tradition (s. den Beitrag von Franz Karl Praßl in diesem Band) allein schon zu einem akzeptablen Vollzug der Liturgien. Sonst wird es sich lohnen, die Last der Geschichte nicht auszublenden, sondern im Gegenteil in den Vordergrund zu rücken. Durch ein paar klärende (nicht belehrende) Worte vor der Rezitation eines Textes, der eine problematische Rezeptionsgeschichte hat, wird es der Gemeinde ermöglicht, durch bewusste Anerkennung und je neue Übernahme ihrer Tradition mit allen Posten von „Gewinn“ und „Verlust“ zu derselben gleichzeitig die richtige Distanz zu finden. Ein *drittes Prinzip* wäre daher der Zugang zu als in der Beziehung zum Judentum (auch nur potenziell) problematisch erkannten aber in der christlichen Tradition zentralen Elementen über eine Homilie, die eine identifikatorische Distanz zu historischen Texten und Riten erzeugt, zu wählen.

Jenseits der Political Correctness ist die Nennung des Gottesnamens auch im ausschließlich christlichen Kontext problematisch. Das gelegentlich von christlichen Theologen geäußerte Argument, Gott habe seinen Namen geoffenbart, dass man ihn benütze, ist schlecht

informiert. Die in Bibelübersetzungen gebrauchte Form der Lesung des Tetragramms ist nicht belegt und beruht auf einer gelehrten Rekonstruktion der Semistik. Wie der Hohepriester im Tempel den Namen Gottes anrief, wissen wir nicht. Auch die beste, moderne Rekonstruktion ist daher erstens keinen Bruchteil einer Sekunde des Unbehagens eines Juden oder einer Jüdin in unserer Gegenwart wert. Zweitens wäre es ohnehin kein Verlust, wenn die Aussprache des Tetragramms der Sprachwissenschaft überlassen bliebe und auch in christlichen Liturgien nicht mehr gehört würde.

In der Frage des Zugangs von Christen und Christinnen zu Elementen der jüdischen Liturgie trat zur Spannung zwischen dem Ausgangspunkt von der Sympathie für das Judentum und der Ablehnung jeder Imitation oder Aneignung jüdischer Liturgien durch Christen das Postulat der Anerkennung der großen „Entfernung“ jüdischer Liturgien als Voraussetzung für jede „Annäherung“. Der jeweiligen Situation überlassen bleibt, wie eine solche Annäherung am besten aussieht. Wahrscheinlich ist das Studium jener anderen, fremden Liturgie der beste Weg. Das Studium bewahrt sein Gegenüber und betrachtet es als bleibend anderes. Besuch und Gespräch führen weiter.

Ob es Umstände gibt, unter denen Christinnen und Christen unter sich ein Pesachmahl feiern dürfen, wird, wie angedeutet, sehr kontrovers beantwortet. Das Urteil der „Achtundsechziger“ über erlebte Pesachfeiern und ihre Abwandlungen in christlichen Gruppen ist heute, im Rückblick nicht mehr einfach positiv. Die Imitation jüdischer Elemente förderte zwar das Interesse am Judentum, dennoch ist heute zu erkennen, dass man damals die Problematik dieses Tuns nicht erkannt hat. Neben den Problemen in der Beziehung zum Judentum ist zuerst der Anachronismus in der Motivation aufzuzeigen. Es sind im Pesach keine Erfahrung über die Ursprünge der Messe oder das Pesach, wie es Jesus zu feiern pflegte, zu gewinnen. Nur, wer das *Judentum* seit der Antike verstehen will, findet in der Pesachhaggada Antworten, wird sich aber dabei gleichzeitig der Distanz zwischen dem jüdischen Fest und der christlichen Existenz bewusst.

Die Haggada selbst soll ein identitätsstiftender Text sein. Darin liegt das tiefste Paradox ihrer christlichen „Verwendung“. Die Sederliturgie verstehend vollziehen, impliziert, sich in ein rabbinisch geprägtes, jüdisches – definitiv nicht christliches – Daseins- und Gesellschaftsverständnis zu vertiefen. Für das Leben eines Christen oder einer Christin hat zum Beispiel die Mischna keine Relevanz. Was bedeutet dann für sie oder ihn deren Rezitation unter den zentralen Texten der Haggada?

Richard Ames fasst dieses Paradox christlicher Aneignung jüdischer Liturgien zusammen, indem er darauf hinweist, dass nicht Christen und Christinnen Juden und Jüdinnen etwas wegnehmen, wenn sie jüdische Texte benützen und jüdische Riten nachahmen, sondern dass sie dabei ihre eigene religiöse Identität und die Wirkung dieser Praxis auf ihre Identität zu bedenken haben. Dem Judentum wird durch Verwendung seiner Texte kein Schaden zugefügt, was die Verwendung für die Christen bedeutet, müssen diese selbst entscheiden.

Wer nicht nur zur Situation der Bibel zurückblickt, und sich nicht bloß vom Ölbaumgleichnis des Paulus angeregt in irgendwelchen „tiefen“ – oder vielmehr banalen – Gemeinsamkeiten zwischen Judentum und Christentum ergeht, könnte gerade durch dieses von Richard Ames vorgeschlagene Bedenken der Probleme und Unterschiede entlang der Geschichte zu einer schärferen, zuweilen vielleicht schmerzlicheren Sicht seiner oder ihrer christlichen Identität gelangen. Der Vollzug jenes „Bedenkens“ hat seinen Ort in Studium, Zuhören, Nachfragen und sich in Frage stellen lassen, Annehmen von Kritik und Nachforschen, was wir wissen können. Darin liegt die Wahrheit einer Beobachtung von Eduard

Nagel, die hier als *viertes Prinzip* umformuliert werden soll: Wer sich mit hohem Einsatz in Form und Bedeutung, Text und Ritus der jüdischen Liturgie einarbeitet und Kontakt zu Jüdinnen und Juden findet, die mit ihr oder ihm ihre Kenntnis und Erfahrung teilen und ihn oder sie als Gäste in ihren Liturgien aufnehmen, wird für sich die Frage, ob er oder sie ein „christliches Pesach“ feiern soll, verneinen – das allerdings nicht, weil er oder sie dadurch dem Judentum etwas wegnähme, sondern weil er oder sie es nicht mehr notwendig hätten.

Es geht daher nicht um einen aus diplomatischen Gründen nötigen Verzicht, sondern darum, dass es bessere Wege zum Judentum und zu seinen Menschen als die Übernahme von Festliturgien gibt. Damit ist aus christlicher Sicht nicht das sehnsüchtig-respektvolle Ignorieren des Judentums anzustreben, sondern das von Dankbarkeit begleitete Bemühen um sein Verstehen, das – als Nebeneffekt – je mehr es im Judentum das Judentum und je weniger das Christentum sucht, das Christentum vertieft.

Bert Groen, Graz

Zum Umgang mit der alttestamentlichen Lesung in der Gemeindeliturgie

Die Gruppe stellte fest*, dass während der Sonntagseucharistie – zumindest im katholischen Österreich – die dem Alten Testament entnommene erste Lesung gelegentlich übergangen wird und dass, wenn diese Lesung vorkommt, Predigten darüber eher selten sind. Obwohl die Liturgiereform des Zweiten Vatikanums auch in Bezug auf die Leseordnung eine große Verbesserung ist – mehr und abwechslungsreichere Lesungen aus dem Alten Testament – kommt dieser Teil der Offenbarung in der Eucharistie noch immer zu wenig zu seinem Recht. Es gibt jedoch eine Kontinuität der Offenbarung Gottes sowie der Erfahrung der Menschen mit Befreiung, mit Gott in der ganzen Schrift. Eine Neubesinnung ist notwendig.

Internationale Erfahrungen, zum Beispiel die Praxis in der ehemaligen DDR, wo die Exodustexte ein gewisses Potential zur Befreiung entfalteten, oder im reformatorischen Kontext, vor allem in der calvinistischen Tradition, zeigen, wie inspirierend Predigten über das Alte Testament sein können. Außerdem werden alttestamentliche Lesungen mitunter als ‚spannender‘ empfunden. Um den Zugang zur alttestamentlichen Lesung zu erleichtern, gibt es Erschließungshilfen, wie die in Salzburg herausgegebene ‚Lektorenbibel‘. Ebenfalls gibt es Alternativen, zum Beispiel die Leseordnung, die in Linz auf Basis der bestehenden Leseordnung herausgegeben wurde. Darin werden zerstückelte Lesungen vervollständigt, größere Kontexte berücksichtigt und wird gelegentlich eine Neuauswahl vorgenommen. Die Vervollständigung verstümmelter Lesungen wird als ein generelles Desiderat empfunden. Die Bahnlesung des Alten Testamentes, zum Beispiel das von den Exegeten G. Braulik und N. Lohfink entworfene Modell, sowie andere Formen der Kontinuität in der ersten Lesung werden als sehr beachtenswert betrachtet. Die Perikopierung größerer alttestamentlicher Erzählkomplexe zu Auswahllesungen wird als problematisch empfunden. Laut den Teilnehmenden an der Gruppe ist es nämlich sehr wichtig, die Bibel von sich her sprechen zu lassen. Darum müssen nicht alle Lesungen unbedingt in ein Formular gezwängt werden. Die oft festgestellte ‚Überforderung‘ der Gemeinde durch unabhängige Texte wird von den Teilnehmenden nicht als Problem empfunden.

* Mit Dank an Harald Buchinger, Wien, für seine Notizen.